

Bodie Thoene

Licht über Zion


Francke

Prolog: 70 n. Chr.

Nathan zog seinen neuen Umhang fester um seine hoch aufgeschossene Gestalt, um sich vor dem kühlen Wind zu schützen, der vom Meer her aufgekommen war. Während er so allein auf dem Felsvorsprung über der Schlucht saß und das Geschehen auf dem schmalen gewundenen Band der Straße unter ihm verfolgte, kam er sich vor wie ein Falke, der von seinem hohen Aussichtspunkt auf die Welt hinabblickt.

Mehrere Tage lang hatten Nathan und sein Vater ihre Schafherde auf den mit jungem Gras bewachsenen Berghängen weiden lassen und dabei die Pilgerströme beobachtet, die sich über den Pass in Richtung Jerusalem wälzten, um dort das Pessachfest zu feiern. Nathans Vater hatte geschätzt, dass allein in der vergangenen Woche über eine Million Menschen durch die Tore der Heiligen Stadt gezogen waren. Nachdem die Flut der Pilger etwas nachgelassen hatte, waren die einjährigen Lämmer aus der Herde ausgesondert und zur Stadt getrieben worden, wo sie zum Fest verkauft werden sollten. Auch Nathans Familie hatte sich anschließend aufgemacht, um in der Heiligen Stadt am Pessachfest teilzunehmen, und hatte ihm, obwohl er mit seinen fünfzehn Jahren noch nicht erwachsen war, die ganze Last der Verantwortung für die zurückgebliebenen Mutterschafe übertragen. Denn als Erstgeborener der Familie durfte er traditionsgemäß nicht am ersten Pessachmahl teilnehmen.

So hatte sich Nathan an diesem Abend, während die Menschen in der Heiligen Stadt die Psalmen des Großen Hallel sangen und das Mahl der Erinnerung hielten, unter dem Sternenzelt an Gottes machtvolle Taten erinnert und mit Fasten und ehrfürchtigen

Gebeten der Erstgeborenen Ägyptens gedacht, die vor so langer Zeit beim ersten Pessach den Tod gefunden hatten.

In dem steinernen Schafstall hinter ihm blökte ein Mutter-schaf, weil es sein Lamm vermisste. Nathan sah fröstelnd nach Osten, wo sich der Vollmond langsam hinter den weißen Türmen Jerusalems erhob und die Stadt wie einen schneebedeckten Berg erstrahlen ließ. *Die Tore sind geschlossen. Das Fest ist vorüber. Meine Familie schläft und niemand weiß, was der nächste Tag bringen wird.*

Auf der anderen Seite der tiefen Schlucht war nun auch der Gipfel des Nebi Samuel in silbrigen Glanz getaucht. Nathan wusste, dass auf diesem Berg einst der Prophet Samuel über die Nation Israel zu Gericht gesessen hatte. *War es vielleicht diese Nacht gewesen, die Samuel über die Zeiten hinweg in seinen Visionen gesehen hatte?*

Nathan schaute versonnen in den Sternenhimmel und dachte dabei an die Verheißung, die Gott einst Abraham gemacht hatte: Sein Volk werde einmal so zahlreich sein wie die Sterne am Himmel und der Staub auf der Erde. Abraham hatte dieser Verheißung Glauben geschenkt, und in dieser Nacht begingen nun so viele seiner Nachkommen hinter den verschlossenen Toren Jerusalems das Pessachfest, dass Nathan sie nicht zählen konnte. Von allen Enden der Welt hatten sie sich dort eingefunden und waren nun wie Fische im Netz gefangen.

Nathan beobachtete voller Entsetzen, was unter ihm vor sich ging: Das Netz wurde langsam zusammengezogen! Ein furchtbares Brausen wie von einer gewaltigen Meeresflut stieg die Schlucht herauf, um die Heilige Stadt zu verschlingen, und der Pass war von einem nicht enden wollenden Fackelzug erleuchtet. Der Marschtritt von Soldaten hallte bedrohlich in den Bergen wider und zerriss die Stille der heiligsten Nacht des Jahres. Und Nathan konnte nur hilflos zusehen! Er konnte nicht in die Stadt laufen, um die Menschen zu warnen, denn der Pass im Osten war versperrt. Er konnte auch nicht zum Meer hin, da sich

der Zug der römischen Fackeln gnadenlos bis weit in den Westen erstreckte. Wenn Nathans Eltern und Geschwister am Morgen erwachten, würde ihnen der Klang des Schofar zunächst die Freiheit verheißen. Aber nur zu bald würden sie erkennen, dass sie sich in einer Falle befanden: ringsum von römischen Soldaten, römischen Schwertern und römischem Zorn umzingelt. Sie würden sterben. Da war sich Nathan sicher – so sicher, wie es einst der alte Samuel gewesen war, als er auf diesem Berg gesessen und laut die Sünden Israels beklagt hatte. In dieser Nacht war es nicht schwierig, eine Prophezeiung auszusprechen.

Nathan riss sich von dem Schauspiel unter ihm los und schaute wieder zum Himmel empor, wo die Sterne durch das strahlende Licht des aufgehenden Mondes allmählich verblassten. »Erinnerst du dich noch an das, o Ewiger, was du uns einst verheißen hast?«, fragte er laut und erschrak über den Klang seiner eigenen Stimme vor dem Echo des Marschtritts. »Hast du uns nicht zugesagt, dass wir so zahlreich sein würden wie die Lichter am Himmel?«

Der Mond war stetig höher gestiegen und sein Licht überstrahlte nun fast alle Sterne. Es schien, als seien sie in der Tiefe der Schlucht von den Spitzen der römischen Lanzen ausgelöscht worden.

Doch Nathan ängstigte sich im Grunde weder um das Schicksal, dem Jerusalem unausweichlich entgegenging, noch um sein eigenes. Denn seit seiner Kindheit hatte er seinen Vater immer wieder von den Prophezeiungen eines Mannes mit Namen Jeschuah sprechen hören. *Ich war damals selbst noch ein Kind, hatte sein Vater ihm erzählt, aber ich erinnere mich noch so deutlich an diesen Mann, als wäre ich ihm erst gestern begegnet. Unser Herr Jeschuah hob seine Augen – so unsagbar traurige Augen – zum großen Tempelgebäude empor und sagte voraus, dass kein Stein auf dem anderen bleiben würde. Stell dir das vor, Nathan! Stell dir vor, dass etwas so Schönes eines Tages dem Erdboden gleichgemacht wird! Und dann hat er uns geraten, uns so schnell wie möglich in*

den Bergen zu verstecken, wenn die Heilige Stadt eines Tages von einem Heer eingeschlossen würde. Wir sollten alles zurücklassen, uns nicht einmal die Zeit nehmen, einen Mantel zu holen. Aber wir dürfen keine Angst haben, Nathan! Selbst wenn die Grundfeste der Erde erschüttert werden sollte. Denn erst wenn alles geschehen ist, wie es geschrieben steht, wird unser Messias selbst zurückkehren und die Heilige Stadt wieder mit Recht und Gerechtigkeit erfüllen. Und dann wird der Wolf neben dem Lamm liegen!

Nathan berührte versonnen den Saum seines Gewandes und dachte bewegt daran, mit welchem Blick seine Mutter ihm dieses erst vor zwei Tagen übergeben hatte. Da er nicht am Sedermahl teilnehmen durfte, sollte er während seiner einsamen Wache wenigstens etwas Besonderes tragen. Bei dem Gedanken an das sanfte Gesicht seiner Mutter saß ihm ein Kloß im Hals. Wenn seine Familie sterben musste, wollte er mit ihr zusammen sterben!

Er erhob sich langsam, klopfte sich den Staub vom Umhang und blickte dann nach Osten in Richtung Jerusalem. In der Ferne entdeckte er die ersten Lagerfeuer der römischen Legionen.

»So ist der Tag, von dem Jeschuah gesprochen hat, also schließlich gekommen«, sinnierte er. »Wenn es geschieht, wie er gesagt hat, dann werden wir wie Lämmer zur Schlachtbank geführt und der Tempel wird zerstört werden. Aber dann muss schließlich auch in Erfüllung gehen, dass er eines Tages zurückkehrt, um uns wieder zu einer Nation zu machen.« Nathan rief mit lauter Stimme zum Himmel:

»Ich glaube daran, Herr! Du wirst diesen Ort nicht vergessen! Selbst wenn dein Tempel im Staub liegt, wirst du uns nicht vergessen!«

Mit der Entschlossenheit eines Soldaten zog Nathan sein Messer aus der Scheide und wandte den Blick von der römischen Horde unter ihm. Dann stieg er bedächtig über den felsigen Hang auf einen Vorsprung im Kalkgestein, unter dem er mit seinem Vater oft Schutz vor dem Regen gesucht hatte. Beim fahlen Schein

des Mondes, der die glatten Felswände beleuchtete, versuchte er, mit seiner Messerklinge etwas in den Stein zu ritzen.

Auch wenn der Tempel und unsere Gebeine zu Staub zerfallen oder das heilige Licht der Menorah und unser Lebenslicht verlöschen sind, du wirst unser Volk nicht vergessen! Eines Tages wird die Welt unser Licht wiedersehen und wissen, dass wir auf ewig dein Volk, deine Nation und dein Licht sind.

In der Tiefe löste sich ein schmales Band römischer Fackeln von der Truppe und wand sich langsam zu Nathans kaltem trostlosem Standort herauf. Doch der Junge achtete seiner nicht, sondern fuhr unermüdlich fort, eine Nachricht in den weichen Stein zu ritzen, die die Zeit überdauern würde, auch wenn die Sterne ins Meer stürzten.

1. Davids Rückkehr

Während sich David, von schweren Träumen gequält, im Roten Haus unruhig auf einem quietschenden Doppelbett hin und her wälzte, döste Ellie neben ihm in einem Schaukelstuhl, den man aus dem Wohnzimmer für sie herbeigeht hat. Vor dem Haus schlugen die mächtigen Wellen gegen die Kaimauer und bildeten mit ihrem an das Grollen von Artillerief Feuer erinnernden Getöse den unheilvollen Auftakt zu der Schlacht, die bald in den Bergen toben würde.

Im Zimmer selbst war es dunkel und still. Nur durch einen Spalt unter der Tür schimmerte etwas Licht und aus der unteren Etage drangen gehetzte Stimmen herauf. Von dieser Nacht würde das Schicksal des jüdischen Jerusalem, ja, vielleicht sogar das der gesamten zukünftigen jüdischen Nation abhängen. Dennoch hatte Ellie nur das Bedürfnis, auf Davids stoßweise Atemzüge zu horchen. Es gab kein schöneres Geräusch auf Erden! Er *lebte!* Diese wunderbare Erleichterung war das Einzige, was ihr Herz in dieser Nacht empfinden konnte.

Doch er würde zunächst noch schwere seelische Belastungen ausstehen haben, bevor er all das verkraftet hatte, was ihm an Schrecklichem widerfahren war. Er wand sich unruhig im Schlaf und schrie auf:

»Michael!« Ellie wusste, dass ihn ein Albtraum quälte: *Brennende Motoren und verbogenes Metall. Eine geronnene Lache von Michaels Blut zu seinen Füßen. Und diese Frau – Montgomery!* Bei dem Gedanken an den schlaffen blutüberströmten Körper, der vor zwei Stunden aus dem Flugzeug gehoben worden war, schloss Ellie schauernd die Augen:

Diese gesichtslose Puppe hatte keine Ähnlichkeit mehr mit der

ehemaligen Studienkollegin Angela St. Martain gehabt, die sie so sehr bewundert hatte. Es hieß, als Dienerin des Muftis sei sie nicht nur für Michaels, sondern auch für den Tod anderer Menschen und die Zerstörung des Flugzeugs verantwortlich gewesen.

Aber David lebt zum Glück! Oh Gott, ich danke dir, dass du meine Gebete erhört hast! Aber bitte behüte ihn nun auch weiter, Herr! Bitte hilf ihm zu vergessen!

Aus dem daruntergelegenen Zimmer drangen wieder Stimmen herauf. Ein Telefon klingelte. Dann waren eilige Schritte und die Stimme desjenigen zu hören, der ans Telefon gegangen war. Wenngleich Ellie nichts verstehen konnte, hörte sie doch aus dem Tonfall Sorge, Aufregung und Dringlichkeit heraus. Der Kampf, den David gegen Zeit, Wetter und diese abscheuliche Frau geführt hatte, um Waffen illegal nach Palästina zu bringen, war zwar erfolgreich beendet, aber nun hing das Schicksal Jerusalems und seiner jüdischen Bewohner davon ab, was die Haganahkämpfer mit den geschmuggelten Waffen auszurichten vermochten.

Ellie hörte jetzt deutlich, wie die zornige Stimme Ben-Gurions dröhnend die anderen übertönte: »Mosche Sachar wird dort oben auf dem Trockenen sitzen, wenn die in Ramle ihren Auftrag nicht ausführen!«

Es stand offenbar nicht alles zum Besten mit den Männern, die darum kämpften, den Weg nach Jerusalem zu öffnen!

David stöhnte im Schlaf und murmelte heiser: »Hassida! Mama, hier spricht Hassida ...«

»David?« Ellie strich ihm liebevoll über die Stirn. »David, Liebster. Du bist in Sicherheit. Ich bin's, Schatz, Ellie.«

»Ellie?«, wiederholte er schlaftrunken.

»Ja. Du träumst nur, David. Schlaf ruhig weiter!«, sagte sie mit dem beruhigenden Tonfall einer Mutter, die mit ihrem von Albträumen geängstigten Kind spricht.

Er drückte ihr mit einem Seufzer die Hand und murmelte ihren Namen wie durch einen dichten Nebel der Erschöpfung.

In dieser Nacht war David der Einzige, der schlief. Luke Tho-

mas befand sich irgendwo auf den felsigen Hängen bei Ramle und traf Vorbereitungen für die Schlacht gegen die Jihad-Moqhaden, die vom Dorf Kastel aus den Pass Bab el Wad, die einzige Verbindung zwischen Tel Aviv und Jerusalem, bewachten. Seine Aufgabe war es, die Araber so lange von dem winzigen Dorf abzulenken, bis es Mosche und seine Männer geschafft hatten, sich diesem strategisch wichtigen Ort unbemerkt zu nähern und ihn einzunehmen. Ehud dagegen streifte sicher zwischen den Lagerfeuern der dreihundert Lastwagenfahrer umher, die den Lebensmittelkonvoi über den Pass ins hungernde Jerusalem bringen sollten. In dieser Nacht würde die Entscheidung fallen: entweder würde sich das Blatt zugunsten einer jüdischen Nation wenden oder der noch ungeborene jüdische Staat einen vorzeitigen Tod sterben.

»Michael! Vogelscheuche!«, schrie David aus den Tiefen seines Traumes, in denen er noch einmal den Tod seines Freundes durchmachte.

»Ach, David!«, flüsterte Ellie schmerzlich. »Du bist doch in Sicherheit. Ich bin's, Ellie! Ich bin ja ganz nah bei dir!«

Heftig umklammerte er ihre Hand. »Bin ich noch rechtzeitig gekommen?«, fragte er eindringlich. Sie wusste nicht, ob er schlief oder wachte.

»Ja. Das bist du. Du bist wunderbar!« Ihre Worte übten offenbar eine beruhigende Wirkung auf ihn aus, denn er entspannte sich und murmelte wieder erleichtert ihren Namen.

Ellie blieb noch einige Minuten neben ihm und horchte dabei angespannt auf die hektische Geschäftigkeit in der unteren Etage. Obwohl selbst erschöpft, fand sie doch nicht die innere Ruhe, um schlafen zu können. Sie hatte noch nicht einmal ihre Hose und die Bluse gewechselt, die sie den ganzen Tag über bis in diese furchtbare Nacht hinein getragen hatte, in der sie Stunde um Stunde auf Davids Flugzeug gewartet und Gott angefleht hatte, ihn lebend zurückkehren zu lassen. Die Manschetten der Bluse waren noch feucht. Denn vor einer Stunde hatte sie mit Ehud

den völlig verschwitzten und erschöpften David gebadet. Seine Kleider und Stiefel waren blutbespritzt gewesen und Ehad hatte sie nach unten getragen, um sie im Ofen zu verbrennen. Danach hatten sie von verschiedenen Männern, die im Tel Aviver Hauptquartier der Jewish Agency arbeiteten, frische Kleidung zusammengesucht. Ben-Gurion hatte David sogar persönlich einen dicken handgestrickten Wollpullover ans Fußende seines Bettes gelegt.

Von den Strapazen auf dem Flugplatz und der langen Wache waren Ellies Glieder steif geworden und ihre verspannten Muskeln sehnten sich nach einem warmen Bad. Doch obwohl sich David inzwischen beruhigt hatte, blieb sie noch geraume Zeit über ihn gebeugt stehen. Schließlich glaubte sie jedoch, ihn allein lassen zu können, ohne dass er aufwachen oder nach ihr rufen würde.

Sie ging ins Badezimmer, knipste aber aus Rücksicht auf David das Licht erst an, nachdem sie die Tür hinter sich geschlossen hatte. In der weißen Emaillebadewanne stand noch Davids Badewasser. Es hatte die rötlichbraune Farbe von verdünntem Blut. Ellie empfand bei diesem Anblick Ekel. Sie zog mit geschlossenen Augen den Stöpsel heraus und atmete erleichtert auf, als das Wasser gurgelnd im Abfluss verschwand. Vor ihrem geistigen Auge sah sie wieder Michaels Leiche unter der Persenning liegen. Was für einen Albtraum hatte David nur durchlebt? Und wie viele weitere würden noch folgen, bevor dies alles zu Ende war?

Müde putzte sie die Badewanne, ließ Wasser einlaufen und sah in Hockstellung zu, wie das heiße Wasser aus dem Hahn sprudelte. Heißer Dampf stieg auf, schlug sich am Spiegel nieder und kondensierte an den hellgrünen Wänden des Badezimmers. Sie zog sich langsam aus und ließ ihre Kleider auf die feuchten Fliesen fallen. Wohligh empfand sie die Wärme, mit der der Dampf sie einhüllte. Dann stieg sie in die Wanne, legte ihren schmerzenden Kopf zurück und ließ ihr langes lockiges Haar vom Wasser umspülen.

»Ich muss mich jetzt entspannen«, suggerierte sie sich murmelnd, »und darf nicht daran denken, dass ich beinahe schon Witwe geworden wäre, bevor ich überhaupt die Möglichkeit hatte, Ehefrau zu sein.« Sie schloss die Augen und spürte wohligh, wie das heiÙe Wasser ihr Kinn umspielte. *»Ich darf jetzt nicht darüber nachdenken, was dort drauÙen passiert. Ich muss den Krieg für eine Weile vergessen! Ich muss mich entspannen. Immerhin hat ein Terroranschlag unsere ohnehin schon knapp bemessenen Flitterwochen zunichtegemacht und mein Mann wäre beinahe einem Mordanschlag zum Opfer gefallen.«*

Sie spürte, wie sich ihre verspannten Schultermuskeln lockerten, und tauchte noch etwas tiefer ins Wasser. Dann öffnete sie die Augen wieder und stellte mit den Zehen den Hahn ab. Hier in der Badewanne wollte sie nicht darüber nachdenken, dass Luke in Ramle und Mosche in Kastel kämpfte. Sie wollte sich auch nicht vorstellen, wie Rachel, Onkel Howard, Jakov und der Großvater betend und mit hungrigen Gesichtern darauf warteten, dass Ehuds Lebensmittelkonvoi den Pass nach Jerusalem überwand. All das wollte sie für eine Weile versuchen zu vergessen – nur nicht die Tatsache, dass ihr Mann lebte und ihr fast greifbar nahe war. Einen Augenblick lang wollte sie so tun, als befände sie sich an irgendeinem friedlichen Ort in der Welt – in Paris oder London oder auch in Santa Monica –, nur nicht am Kriegsschauplatz Tel Aviv. Sie wusch sich die Haare. *David ist hier, Ellie!* rief sie sich wieder ins Bewusstsein. *Jetzt schläft er friedlich. Aber wenn er aufwacht, wird er dich brauchen, um vergessen zu können. Denk jetzt an David! Du kannst nicht allen helfen. Das kann nur Gott.*

Sie tauchte unter und spülte ihre Haare aus. WeiÙe Schaumblasen schwammen auf dem Wasser. Sie verteilte den Schaum auf den Armen und genoss das Gefühl der Entspannung.

Plötzlich klopfte es.

»Wer ist da?«, rief Ellie.

Eine schlaftrunkene Stimme echote verwirrt: »Wer ist da?«

»David?«

»Wo bin ich? Ist das hier das Badezimmer?«, fragte David kläglich wie ein verlorenes Kind.

»Ich bin in der Wanne, Schatz«, rief Ellie. »Bin gleich fertig.«

Auf der anderen Seite der Tür blieb es zunächst still. Dann erklang wieder Davids flehende Stimme: »Kann ich nicht reinkommen? Ich finde keinen Lichtschalter, und es ist so dunkel.«

Ellie musste über sich selbst lächeln. *Das ist doch dein Mann, der da draußen steht*, ermahnte sie sich. So rief sie heiter zurück: »Aber natürlich!«

Die Tür öffnete sich einen Spalt und Davids Gesicht erschien in der Öffnung. Er schaute blinzelnd ins Licht und versuchte, den Dampf mit der Hand zu zerteilen. Schließlich entdeckte er Ellie und flüsterte ungläubig: »Bist du es wirklich?«

»Das letzte Mal, als ich nachgesehen hab', war ich's noch«, erwiderte sie mit einem spitzbübischen Lächeln. »Hast du dich ein bisschen erholt? Komm schnell herein und schließ die Tür! Sonst wird es kalt hier.«

Er rieb sich verschlafen das Gesicht und zwängte sich herein. Mit der linken Hand hielt er die zu große Schlafanzughose fest, mit der rechten schloss er die Tür hinter sich. Er sah sie befangen an. »Mir war, als träumte ich. Ich hatte einen Albtraum«, fügte er hinzu und blickte sie verstört an. »Michael. Angela. Das Flugzeug.« Er suchte Ellies Augen. »Das war doch nur ein Albtraum?«

Sie schüttelte zögernd den Kopf. »Nein! Aber das ist jetzt vorbei, David. Und du bist noch am Leben.«

David starrte auf die Wassertropfen, die den Spiegel hinunterrannen. »Vogelscheuche«, sagte er dumpf.

Ellie verharrte in regungslosem Schweigen. Ein Gefühl abgrundtiefen Verlorenseins erfasste sie. Was für einen Sinn hatte es, sich noch etwas vorzumachen? Dies war weder Paris noch Santa Monica. Es war Tel Aviv! Und in diesem Augenblick fanden Menschen, die sie kannte und liebte, in einem Krieg den Tod! ... »David?«

Gequält sah er sie an und seine Augen füllten sich mit Tränen.

»Ach, Ellie!«, schluchzte er und sank vor der Badewanne auf die Knie. Mit einer heftigen Bewegung schlang er die Arme um sie und zog sie an sich. Dabei schwappte das Badewasser über. Doch er merkte es nicht und barg sein Gesicht an ihrem Hals. »Oh, Ellie! Ich dachte, ich würde dich nie wiedersehen! Ich dachte ...« Er war zu aufgewühlt, um weitersprechen zu können.

Ellie strich ihm über das Haar. Dass er durch ihre Liebkosung fast genauso nass wurde wie sie, beachtete sie nicht. »Ich weiß, David.« Ein Schauer lief ihr über den Rücken. »Ich weiß, Liebster.«

Sie spürte, wie er sich anspannte, als er versuchte, gegen die Tränen anzukämpfen. »Quäl dich nicht, Liebster! Lass deinen Gefühlen freien Lauf! Ich bin's doch nur, deine Ellie.«

Er ächzte, als habe er einen Schlag in den Magen bekommen, und dann brach er unter haltlosem Schluchzen zusammen. »Ich hatte solche Angst, dass ich dich nie wiedersehen würde«, weinte er. »Nie wieder!«

Dann weinte auch sie. Ihr war nun vollends klar geworden, dass sie nicht den Kopf in den Sand stecken konnte. *Wir sind in Palästina, mitten im schlimmsten Geschehen. Solange der Kampf dauert, werden Menschen sterben und es hat keinen Sinn, sich Illusionen hinzugeben.*



Ram Kadar starrte aus dem Wagenfenster auf die Reihe der leeren Lastwagen, die am Flughafen von Damaskus warteten. Zum ersten Mal, seit er Isabel Montgomery kannte, hatte sie versagt. Nachdem er mit Haj Amin zwei Stunden vergeblich auf das angekündigte Flugzeug gewartet hatte, war Kadar überzeugt, dass sie tot war. Denn nur ihr Tod konnte der Grund für ihr Versagen sein. Das jüdische Flugzeug musste in Flammen über den Golanhöhen abgestürzt sein – es sei denn ...

In diesem Augenblick trat ein hochgewachsener syrischer Of-

fizier zu Haj Amin, der im Scheinwerferlicht von Kadars Fahrzeug stand, und sprach ihn an. Der Mufti nickte gleichmütig. Trotz der bitteren Enttäuschung, die ihm diese Nacht gebracht hatte, verriet sein Gesicht keinerlei Emotionen. Er trat aus dem Lichtkegel und der Offizier folgte ihm mit geöffneter Hand, um die Belohnung entgegenzunehmen, die ihm seine Nachricht erfahrungsgemäß einbringen würde.

Kadar öffnete das Fenster einen Spalt, um die leise Unterredung zwischen dem Mufti und dem syrischen Offizier mitverfolgen zu können.

»Und du bist ganz sicher, dass das Flugzeug wirklich nicht abgestürzt ist?«

»Es ist auf jeden Fall nicht in Syrien abgestürzt. Unser Agent in Nazareth berichtet, dass er vor zwei Stunden ein Dröhnen über sich gehört hat. Als er aufsah, flog ein Flugzeug gefährlich niedrig über dem Tal her. Aber die Meldung von einem abgestürzten Flugzeug ist nicht eingegangen. Auch von keiner Explosion. Ich kann nur vermuten, dass es Nazareth überflogen hat und dann vielleicht doch noch sicher gelandet ist.«

Haj Amin dachte nach und erwiderte dann: »Wenn das der Fall ist, werden die Juden inzwischen haben, was sie brauchen.« Mit einem nachdenklichen Blick auf die leeren Lastwagen fuhr er fort: »Und Kadar wird mit leeren Händen nach Palästina und zu seinen Truppen zurückkehren.«

»Aber Sie dürfen das Schiff nicht vergessen, Haj Amin! Die *Trina*. Die Arabische Liga hat Ihnen doch die gesamte Ladung des Schiffes zugesagt.«

»Leere Versprechungen!«, brauste Haj Amin auf und hob bei dem Gedanken an den Verrat der Arabischen Liga ärgerlich das Kinn. »Ich glaube nicht länger, dass die Liga uns die so wichtigen Waffen und Munition schicken wird. Nein! Wir sollen in Palästina versagen, damit sie einen Vorwand haben, einzugreifen und die Herrschaft zu übernehmen. Aber erst sollen wir die Arbeit geleistet haben! Transjordanien, Ägypten, Syrien und der Irak –

sie alle werden Palästina unter sich aufteilen. Sie sind gar nicht an einem unabhängigen arabischen Staat in Palästina interessiert!«

Der Mufti legte eine Pause ein und funkelte den Syrer an. »Du hältst mich doch wohl nicht für einen solchen Narren, dass ich das glaube! Nein, eure Regierung möchte mich aus dem Weg haben! Darum haben sie auch das jüdische Flugzeug abgeschossen, in dem sich meine Agentin Isabel Montgomery befand. Darum versprechen sie mir jetzt eine Schiffsladung Waffen, die sie dann später allesamt bis zur letzten Kugel unter sich aufteilen werden. Ich traue keinem! Außer denen, die ich gut genug bezahle.« Mit diesen Worten steckte er dem Syrer einen Briefumschlag zu. »Du wirst mir also«, fuhr er dann ruhiger fort, »eine Liste beschaffen, auf der nicht nur die Häfen verzeichnet sind, die das Schiff auf seiner Reise anläuft, sondern auch die Reisedauer und seine tatsächliche Ladung.«

Der Syrer sah sich verstohlen um und händigte Haj Amin dann einen Stoß Papiere aus. »Hier ist alles – alles, was Sie wünschen. Ich habe meinen Teil der Abmachung eingehalten, und nun müssen Sie auch den Ihren einhalten.«

»Natürlich. Natürlich. Wir werden deine Dienste nicht vergessen. Und auch nicht den Lohn, um den du gebeten hast.« Der Mufti deutete mit einem leichten Kopfnicken das Ende der Besprechung an.

Kadar ließ sich in den Sitz zurücksinken und starrte ungeduldig vor sich hin, während der Syrer verschwand. Haj Amin ging zielstrebig auf Kadars Wagen zu und klopfte ans Fenster. »Hast du gehört?«, fragte er.

»Alles. Das Flugzeug ist also nicht zerstört? Das bedeutet, dass die Juden angreifen werden. Wenn sie über Waffen verfügen, werden sie auch angreifen.«

»Darüber kann kein Zweifel bestehen. Außer natürlich, wenn das Flugzeug vorher den Briten in die Hände fällt und sie den amerikanischen Piloten gefangen nehmen. Wie heißt er noch gleich, dieser Amerikaner, von dem Montgomery gesprochen hat?«

»Michael Cohen. Und ein gewisser Captain Meyer. Meyer trägt offensichtlich die Verantwortung für die amerikanischen Unternehmungen der Juden.«

»Montgomery hat uns gute Dienste geleistet, uns Namen, Orte und die illegale jüdische Fracht genannt. All dies wird für die britische Regierung von großem Interesse sein. Wir werden mit ihr Kontakt aufnehmen. Was immer sich die Juden von dieser Fracht erhoffen, wir werden sie ihnen abjagen.«

»Aber wenn die Engländer Meyer und Cohen schnappen, wird ihnen dann nicht auch Montgomery in die Hände fallen?«

Der Mufti musterte ihn kalt. »Du weißt genauso gut wie ich, dass sie nicht mehr am Leben sein kann. Spätestens in dem Augenblick, in dem sie das Flugzeug nach Damaskus leitete, wussten die Juden, wer sie war. Sie werden sie inzwischen getötet haben, Kadar. Wir haben nun einen weiteren Märtyrer unseres Jihad. Und du hast eine Geliebte verloren.«

Kadar wusste, dass der Mufti recht hatte. Doch merkwürdigerweise empfand er nichts bei diesem Gedanken. – Er überdachte kühl die neue Situation: Montgomery war tot; die Juden verfügten über Waffen und Munition, und Haj Amin hatte die Gunst der verschiedenen Parteien der arabischen Koalition verloren.

»Was sollen wir jetzt tun?«

»Nach Palästina zurückkehren! Dort werden die Juden bestimmt heute Nacht angreifen. Wenn wir erfahren, wo, benachrichtigen wir über Funk die Kontrollpunkte und diese leiten die Informationen dann an dich weiter. Geh also jetzt und übernimm wieder das Kommando!«

Er reichte Kadar die Papiere. »Und denk daran, dass dies unsere Rettung sein wird.«

Kadar versuchte, mit zusammengekniffenen Augen etwas zu entziffern, was ihm jedoch in der Dunkelheit nicht gelang. »Was ist das?«

»Es handelt sich um ein Schiff namens *Trina*. Seine Fracht ist für den Libanon bestimmt und soll von dort, wie vereinbart, wei-

ter zu uns nach Damaskus transportiert werden. Aber ich traue diesem Versprechen nicht. Deshalb möchte ich, dass du eine zuverlässige Person suchst, die in Jugoslawien an Bord dieses Schiffes geht und es nach Palästina umleitet. Wenn man uns nicht freiwillig gibt, was für uns bestimmt ist, werden wir es uns eben selbst nehmen!«

»Aber werden die Engländer die Fracht nicht konfiszieren? Da werden sie zwischen uns und den Juden keinen Unterschied machen.«

»Sie werden natürlich nichts von der wahren Fracht wissen, Kadar. Dafür ist gesorgt. Aber sie wird ausreichen, um unsere Armee auszurüsten. Sechstausend Gewehre – nicht für die syrische oder die ägyptische Armee, sondern für eine Armee, die für Palästina und für das Haus Husseini kämpft!« Auch wenn seine Stimme keinerlei Erregung verriet, so sprachen aus seinen Augen ein Zorn und eine Verzweiflung, wie Kadar sie selten bei seinem sonst so kaltblütigen Führer erlebt hatte.

»Wie Sie wünschen, Haj Amin.«

»Und was Gerhardt betrifft«, fügte Haj Amin noch hinzu, »so sind Gerüchte an unser Ohr gedrungen, dass er sich die Manieren eines Generals zugelegt hat. Ja, man munkelt sogar, dass er uns gegenüber unloyal werden könnte.« Er legte eine bedeutungsvolle Pause ein, bevor er sein Gift ausspate: »Erledige ihn, Kadar! Benutze ihn für deine Ziele und dann erledige ihn! In unserer Regierung wird es keinen Platz für unloyale Leute geben. Erledige ihn!«

2. Heiliger Krieg

Sarai Tafara betrachtete sich in einem trüben Spiegel, während sich die Frauen ihrer Familie kichernd und flüsternd um sie scharten, um ihr den reich verzierten, von Goldmünzen glitzernen Brautschleier abzunehmen, der die Stellung ihrer Familie in geziemender Weise zur Geltung brachte. Schließlich war Sarai mit dem großen Haj Amin Husseini verwandt und ihr Bruder Jassar war vor Kurzem in der Armee der heiligen Krieger zum Hauptmann ernannt worden.

Obwohl Sarai erst im vergangenen Winter fünfzehn geworden war, hatte sie bereits daran gezweifelt, dass sie jemals heiraten würde, da der Preis, den ihr Vater für ihre Hand angesetzt hatte, stattliche 600 britische Pfund betrug. Noch mehr hatte sie jedoch gefürchtet, dass solch eine *Mohar* nur ein reicher, aber alter, spitzbäuchiger Kaufmann aufzubringen vermochte. So hatte sich Sarai in manch einer Nacht in den Schlaf geweint. Aber Allah war ihr wohlgesonnen gewesen! Sie warf mit einem glücklichen Lachen die Hände in die Höhe, sodass ihre goldenen Armbreifen klirrten.

»Dein Bruder Jassar hat dir gute Dienste geleistet, Sarai«, flüsterte die ältere Schwester ihr zu. »Dein Bräutigam sieht wirklich sehr gut aus! Und vor allen Dingen ist er *jung!*«

Sarai umarmte ihre Schwester überschwänglich. »Nun heiratet auch die letzte Tochter aus unserer Familie. Ich hätte nie geglaubt, dass es noch dazu kommen würde.«

»Aber du bist doch die hübscheste«, wandte ihre Mutter mit Tränen in den Augen leise ein. »Ich bedaure nur, dass die Hochzeit nicht in Jerusalem stattfinden kann. Hier in Deir Jassin, dem staubigsten aller palästinensischen Dörfer, zu heiraten ... !«

»Ach, Mutter!«, unterbrach sie das junge Mädchen über-

schwänglich. »Das macht doch nichts! Wenn sich der Bräutigam versteckt halten muss, ist es nur recht und billig, dass seine Braut zu ihm kommt.«

Die Frauen kicherten vielsagend und Sarai errötete, als ihre Mutter hinzufügte: »Natürlich! Und ich glaube bestimmt, dass mich bald meine Enkelkinder besuchen werden, meine Tochter.« Sarai tupfte sich die Augen, während ihre Mutter beharrte: »Dennoch wäre es für eine Kusine Haj Amins passender gewesen, in Jerusalem zu heiraten.«

Sarais Schwester zupfte sie am Saum ihres langen Gewandes. »Du weißt doch, Mutter«, erklärte sie, »dass alle Fremden den Bräutigam meiner Schwester hängen sehen wollen. Die Juden wollen seinen Tod, weil er an der Zerstörung der Jewish Agency beteiligt war. Die Amerikaner trachten ihm nach dem Leben, weil er einen ihrer Wagen zu dem Bombenanschlag benutzt hat, und die Engländer, um zu demonstrieren, wie gerecht sie in Palästina vorgehen.« Wieder erfüllte verständnisinniges Gelächter den Raum. »Wenn Basil seine Hochzeitsnacht nicht im Central Prison oder am Ende eines Stranges verbringen will, muss es Sarai auf sich nehmen, ihre Hochzeit an einem abgelegenen, aber sicheren Ort zu feiern. Deir Jassin eignet sich so gut wie jeder andere Ort für eine Hochzeit.«

»Wahrscheinlich hast du recht«, pflichtete ihr die Mutter schließlich zögernd bei. »Immerhin hat er sich ja das Geld für die *Mohar* unter Einsatz seines Lebens verdient und noch dazu seine Stelle bei der amerikanischen Botschaft geopfert.«

Sarais Gesicht verdüsterte sich. »Er hätte genauso gut selbst getötet werden können, als er den Wagen fuhr. Ja, er ist ein großer Held, meine Mutter! Und ich werde mein Bestes tun, um ihm eine kluge und liebevolle Ehefrau zu sein.« Sie wandte sich wieder ihrer Schwester zu. »Und du findest also, dass er gut aussieht?«, vergewisserte sie sich zaghaft wie ein kleines Mädchen.

»Sehr gut sogar! Aber er ist sehr nervös. Er zittert wie ein Olivenzweig im Sturm!«

Sarai setzte sich unvermittelt und verzog plötzlich schmollend ihr Gesicht. »Ich wünschte, Jassar könnte bei meiner Hochzeit dabei sein! Immerhin hat er sie arrangiert. Außerdem ist es nur ihm zu verdanken, dass Basil überhaupt in den Dienst unseres Vetters, des Muftis, getreten ist. Und dann war er es auch, der mit Vater gesprochen hat ...« Es schien, als wolle sie gleich in Tränen ausbrechen.

»Na, na, meine Tochter«, tadelte ihre Mutter, »Jassar ist heute Nacht in Kastel, um den Pass zu bewachen und um mit den Dorfältesten zu Abend zu essen. Er tut seine Pflicht im Jihad und du weißt selbst sehr gut, dass er sich nicht freimachen kann.«

Sarais Schwester warf ein: »Wenn dich dein Bräutigam heute Nacht mit in sein kleines Haus nimmt, wird es dir sowieso egal sein, wer an deiner Hochzeit teilnimmt und wer nicht.« Und ihre Mutter schalt sie: »Bedenke, was dein lieber Bruder bereits alles für dich getan hat!«

»Er hat einen jungen, gut aussehenden Ehemann für dich gefunden!«, wiederholte ihre Schwester voller Begeisterung und fügte nach einer kurzen Pause hinzu: »Wir anderen dagegen müssen heute Abend nach Jerusalem zu den alten Männern zurück, die unser Vater für uns ausgesucht hat.« Sie sah ihre drei Schwestern an, die Sarai umringten und ihr eifrig beipflichteten.

»Allah ist dir wohlgesonnen!«, rief die Mutter überschwänglich und hielt ihre Hände segnend über dem Kopf der jungen Braut.

»Ja«, stimmte das junge Mädchen zu. »Es kann mir schließlich egal sein, ob ich im Staub von Deir Jassin geheiratet habe! Mein Mann ist jung und hübsch und steht in der Gunst Haj Amins. Und mein Bruder ist dessen Hauptmann und genießt sein Vertrauen.« Ein Strahlen ging plötzlich über ihr Gesicht. »Und da mein geliebter Bruder Jassar heute Nacht meine Hochzeitsfreude nicht mit mir teilen kann, werde ich ihm bald eine andere Freude bereiten.« Sie erhob sich, ging zum Vorhang und schob ihn verstohlen beiseite, um nach draußen zu sehen. Dort erblickte sie Basil, den Bräutigam, der mit klopfendem Herzen auf seine Braut wartete.

»Gelobt sei Allah für dieses Geschenk!«, flüsterte sie und ihr Herz füllte sich mit Liebe für den Mann, den sie gerade zum ersten Mal gesehen hatte und nun heiraten würde. »Wir werden hübsche Kinder haben, Mutter! ... Heute Nacht spreche ich mit meinem Bräutigam und wir beide geloben Allah, unserem erstgeborenen Sohn den Namen meines verehrten Bruders zu geben ... *Jassar!*«



Nach der Vernichtung des letzten jüdischen Lebensmittelkonvois waren die Tage in Kastel friedlich verlaufen. Der Dorfmuchtar Ibrahim el Maschai hatte Friedrich Gerhardt, Jassar Tafara und die Führer der fünf arabischen Dörfer, die die Straße nach Jerusalem beherrschten, zu sich gebeten, um sich mit ihnen bei einem gemeinsamen Abendessen an der reichen Beute aus den Überfällen gütlich zu tun.

Gerhardt strich sich genüsslich über den Bauch, als eine Auswahl von Lammkeulen auf dampfenden *Falafel* aufgetragen wurde. Auch Platten mit Gemüse, Früchten und frischem Pita-Brot wurden den Männern serviert und sie aßen alles mit der Befriedigung, dass jeder Bissen eigentlich für den Tisch der Juden in Jerusalem bestimmt war.

Nur das Lammfleisch entstammte einer arabischen Herde.

»Das hast du gut gemacht, Kommandeur Gerhardt!«, lobte el Maschai und wischte sich die Lippen mit dem Saum seiner Keffijah. »Während Kadars Abwesenheit hast du jeden jüdischen Konvoi aufgehalten, der versucht hat, unter unserer bescheidenen Festung Kastel durchzufahren.«

Gerhardt nickte zwar, konnte sich jedoch ein Lächeln nicht ganz verkneifen, denn Kastel war weit davon entfernt, die Festung zu sein, für die der Muchtar sie hielt. Im Grunde bestand das Dorf nur aus einer Ansammlung von armseligen Steinhäusern und Ruinen, die sich am strategisch günstigsten Punkt des

Passes Bab el Wad befanden. Gerhardt hatte jedoch erstaunliche Fähigkeiten bewiesen, wenn es darum ging, die jüdischen Konvois zu vernichten, die versuchten, die Straße unterhalb der Festung zu passieren. Ja, Gerhardt hatte gute Arbeit geleistet, obwohl die arabischen Freischärler, deren Kommando er während der Abwesenheit Kadars übernommen hatte, eigentlich nichts anderes waren als fanatische Bauern, die sich unter dem Schrei *Jihad! Heiliger Krieg!* zusammengerottet hatten.

Trotzdem erwiderte er mit wohlgesetzten Worten: »Nur weil eure Männer tapfer für den Mufti und die Sache Palästinas gekämpft haben. Es ist mir eine Ehre gewesen, sie zu befehligen.«

»Ja!«, rief Kajuki, der grimmig aussehende schwarzäugige Muchtar von Deir Maschir. »Und während wir hier die Stellung halten müssen, um die Zionisten abzuwehren, lassen es sich Kadar und der Mufti in Damaskus gut gehen! Oh, dieser Hussein und seine Bande!« Er spie voller Verachtung aus.

Bei der letzten Bemerkung richtete sich Jassar drohend auf und alle Augen wandten sich furchtsam seinem jungen, zornigen Gesicht zu. »Ihr beleidigt meinen Vetter!«, rief er mit der gleichen Heftigkeit.

»Dein Vetter lebt vom Blut der Bauern!«, erwiderte Kajuki, wengleich nun in maßvollerem, beherrschtem Ton. »Wer sind denn die wahren Patrioten? – Doch wohl nur die Männer, die ihre eigene Haut auf dem Schlachtfeld zu Markte tragen, anstatt dies andere tun zu lassen! Dich dagegen, Friedrich Gerhardt, nenne ich einen wahren Patrioten in diesem Heiligen Krieg!«

Jassar kniff zornig seine hervorstehenden Augen zusammen und beehrte verächtlich auf: »Und wer bist du?« Er warf sein Brot auf seinen Teller. »Muchtar von Deir Maschir! Vorsteher eines Nichts! Eines Dorfes von Schafhirten, Steinhütten und Schafspferchen! Wer bist du, dass du dir anmaßen dürftest, deine Stimme gegen das Haus Hussein zu erheben?«

»Meine Herren ...«, versuchte el Maschai einzulenken und bat mit erhobenen Händen um Ruhe. »Allah sieht es gewiss nicht

gerne, wenn wir uns bei der Feier eines so großen Sieges über die Juden streiten. Seht doch! Die Juden in der Stadt müssen hungern, während wir mit unseren Brüdern die reichhaltigen Gaben genießen, die für sie bestimmt waren!«

Gerhardt hatte die ganze Zeit geschwiegen und stipte nun sein Brot in die gemeinsame Schüssel, als sei nichts geschehen. Im Inneren jedoch frohlockte er über Kajukis Erbitterung. Aus dem Augenwinkel beobachtete er hämisch, dass Jassars wulstige Lippen tief nach unten gezogen waren. Auch die anderen, die ebenfalls nicht zum Clan des Muftis gehörten, beobachteten Jassar verstohlen. Vielleicht hatte der Mufti ja große Pläne mit diesem hässlichen jungen Bauern. Ein Narr, wer nicht die Macht Haj Amins und seiner Familie respektierte.

Nur Kajuki, der Muchtar von Deir Maschir, schien solch eine Furcht nicht zu kennen. »Und wer bist du?«, wandte er sich herausfordernd an Jassar. »Du bist ein Nichts! Eine Marionette des Veters deiner Mutter! Mit welchem Recht sitzt du hier und isst zusammen mit den Anführern der Dörfer, du Schmarotzer?«

Jassars Finger schlossen sich um den Griff des gebogenen Messers an seinem Gürtel. »Du wirst deine Worte noch bereuen, Kajuki«, erwiderte er drohend mit vor Erregung heiserer Stimme.

»Seht ihn euch an!«, spottete Kajuki. »Hat noch nicht einmal einen Bart und will mir drohen! Mir, der ich schon gegen Türken und Engländer gekämpft habe, als er noch nicht einmal entwöhnt war! Wie sollte ich mich vor dir fürchten, Jassar Tafara? Du bist doch nur ein Hund unter dem Tisch deines reichen Veters, wartest auf die Krumen von seinem Tisch und gehorchst ihm aufs Wort! Wir vom Pass Bab el Wad dagegen sind Männer, die kämpfen, wenn der Ruf an sie ergeht! Wir kämpfen, weil es der Wille Allahs und seines Propheten ist – nicht weil Haj Amin es von uns fordert!«

»Aber auch *dies* ist der Wille Allahs: Verräter zu töten, die über den lästern, den er geschickt hat, um Palästina zu befreien!«, schrie Jassar auf, riss sein Messer heraus und sprang so ungestüm

auf, dass er dabei eine Kaffeekanne umwarf. »Wehr dich deiner Haut, du Feigling!«

Die anderen wichen hastig zurück und Kajuki sprang gleichfalls auf, um Jassar Tafaras Herausforderung anzunehmen. Gerhardt hingegen verfolgte kühl, wie die beiden Männer auf die vom Mond beschienene Dorfstraße hinausliefen, um dort ihren Kampf auszutragen. Ihm war es im Grunde gleichgültig, wer diesen Kampf gewann, obwohl er letztlich den dunkelhäutigen, kampferprobten Mughtar von Deir Maschir dem dürren Vetter des Muftis vorzog. Aber eigentlich genügte es ihm schon, dass an diesem Abend Unzufriedenheit über die feige Abwesenheit des Muftis aufgekommen war. Es genügte, dass er, Gerhardt, als der wahre Anführer dieser Männer anerkannt worden war.

Während im Osten die gelbe Scheibe des Mondes über Jerusalem aufstieg und die kargen Berge beleuchtete, räumten die Frauen des Hauses das Essen ab und hielten es im Ofen warm. Unterdessen versammelten sich die Gäste des Mughtars auf der staubigen Dorfstraße von Kastel in einem großen Kreis um die beiden einander gegenüberstehenden Gegner. Gerhardt schien die Haut der beiden bereits gezeichnet von der grauen Farbe des Todes. Das Mahl beim Mughtar gestaltete sich offensichtlich erfreulicher, als er erwartet hatte!

»*Allahu akbar!*«, rief Jassar mit leidenschaftlich verzerrtem Gesicht. Kajuki lachte und erwiderte mit drohend gesenkter Stimme: »*Allahu akbar*. Gott ist groß. Bereite dich darauf vor, ihm bald gegenüberzutreten, du Diener des Schetan!« Bei diesen Worten schlang er sich sein Gewand zum Schutz vor Jassars Messerklinge um den Arm und schwenkte dann sein eigenes Messer, wobei dessen Stahl im Mondschein genauso blitzte wie die sensationslüsternen Augen der Zuschauer. »Bereite dich auf deinen Tod vor, du Sohn von sieben Vätern!«, knurrte Kajuki und begann, Jassar langsam zu umkreisen. Dieser stürzte sich jedoch unverzüglich mit einem Schrei auf ihn. Kajuki wich mit einem schnellen Schritt zur Seite aus, wirbelte herum, sah dem jungen

Mann mit der Wildheit eines gefangenen Tieres in die Augen und rief: »Bereite dich auf deinen Tod vor, du Kind der feigen Hunde aus dem Hause Husseini!«

»Du Schwein!«, schrie Jassar und dabei zitterte er vor ohnmächtiger Wut. Erneut stürzte er sich auf Kajuki, der abermals geschickt auswich, ihm diesmal aber ein Bein stellte, sodass er unter dem Gejohle der Umstehenden zu Fall kam.

Kajuki verneigte sich ironisch und lachte den am Boden liegenden jungen Mann aus, der ganz offensichtlich kein ebenbürtiger Gegner für ihn war. »Tu einfach so, als sei ich ein gemeiner Jude, Jassar«, spottete er. »Einer, der die Wahrheit sagt über eure Familie von palästinensischen Schmarotzern!«

Bei diesen Worten verzerrte sich Jassars Gesicht, aber Kajuki lachte nur noch lauter. »Hört diese kleine Wanze brüllen!«

Während Jassar sich wieder aufrappelte, tänzelte Kajuki erneut leichtfüßig um seinen Gegner wie ein Mann, der schon viele Herausforderer in ähnlichen Kämpfen zur Strecke gebracht hat. *Ohne Zweifel wären alle Anwesenden würdigere Gegner gewesen als dieser närrische Junge*, dachte Gerhardt verächtlich.

Jassar duckte sich und stach dann mit dem Messer in Kajukis Richtung. Dieser meinte jedoch nur ungerührt: »Ich glaube, ich werde dich nicht töten, denn welchen Ruhm bereitet es einem Krieger schon, ein Schaf abzuschlachten? Nein! Ich werde dir deine Lippen abschneiden und als Trophäe mitnehmen – deine vorlauten, dicken Lippen, mit denen du närrische Worte bildest. Und wenn ich sie dir abschneide, verschönere ich dir dabei vielleicht sogar noch das Gesicht, was?«, höhnte er und schwenkte sein Messer langsam vor Jassars Augen hin und her.

»Was meint ihr? Soll ich ihn töten?«, fragte er die Zuschauer. »Oder nur verstümmeln?«

Die Männer lachten nervös. Sie wussten, dass Kajuki seine Frage ernst meinte, doch keiner traute sich zu antworten. Wer konnte es wagen, sich dafür auszusprechen, den Vetter von Haj Amin Husseini zu töten? Wenn Kajuki den Kampf gewann, was

sehr wahrscheinlich war, würde er den Rest seiner Tage vor den Häschern des Muftis auf der Hut sein müssen. Aber Kajuki war immer sehr rasch, sowohl mit Worten als auch mit Taten.

Gerhardt allerdings erwiderte kalt lächelnd: »Töte ihn!« Jassar sah Gerhardt einen Augenblick entgeistert an. Diesen Moment nutzte Kajuki, um Jassar so kräftig gegen das Handgelenk zu treten, dass dessen Messer weggeschleudert wurde und erst etliche Schritte weiter zu Boden fiel. Gleich darauf warf sich Kajuki mit einer solchen Wucht gegen Jassar, dass dieser der Länge nach in den Staub fiel. Anschließend sprang der Mughtar seinem über-rumpelten Gegner behende auf die Brust, kniete sich auf dessen Handgelenke und schwang das im Mondlicht aufblitzende Messer hoch über dem hilflos am Boden Liegenden durch die Luft. Sein spöttisches Lächeln wich einem Ausdruck der Verachtung. Zu leicht hatte er Jassar besiegt. »Husseinibrut«, knurrte er mit abgrundtiefem Hass und spie Jassar in das verängstigte Gesicht.

»Töte ihn!«, sagte Gerhardt kalt zu dem immer noch zögernden Kajuki. »Ich kann leicht einen würdigeren Lehrling finden als ihn. Töte ihn!«

Kajuki kniff die Augen zusammen und schwenkte das immer noch erhobene Messer in der Luft. Dabei kostete er die Angst Jassars noch einen Augenblick lang aus – da erklangen plötzlich Gewehrschüsse, dem Schall nach zu urteilen aus dem Steinbruch in der Nähe des Dorfes. Gleich darauf drang aufgeregtes, zorniges Stimmengewirr an ihr Ohr. »Die Juden! Die Juden haben Ramle angegriffen! Die Juden haben Deir Maschir angegriffen!«

Mit einem Satz war Kajuki aufgesprungen. »Deir Maschir! Mein Dorf!«, rief er und machte sich mit den anderen Mughtars hastig fertig, um davonzueilen.

»Die Juden! Eine ganze Armee von Juden hat die Straße eingenommen!«, riefen Stimmen wirr durcheinander. »Beeilt euch! Die Juden haben Deir Maschir und Ramle angegriffen! Es sind unglaublich viele!« Ein einzelner Schuss zerriss die Nacht, dann folgten weitere. Schließlich kamen atemlos Boten von den west-

lichen Dörfern nach Kastel gelaufen. »*Allahu akbar! Naschamdi! Naschamdi!* Schickt alle kampffähigen Männer!«

Plötzlich war der Zweikampf vor dem Haus des Mughtars vergessen. So klopfte sich Jassar, während die anderen Männer zu ihren Gewehren rannten, den Staub von den Kleidern und hob sein Messer auf. Die Juden griffen die Dörfer im Westen an. Es war keine Zeit mehr, sich untereinander zu bekämpfen und dabei arabisches Blut zu vergießen.

»*Allahu akbar!*«, murmelte Jassar, rieb sich seinen Hinterkopf und rückte sich die Keffijah zurecht. »Ich bin bereit. *Naschamdi!*«

Kurz darauf hatten sich ungefähr fünfhundert Jihad-Krieger auf der mondbeschienenen Straße versammelt. Frauen und Kinder standen dichtgedrängt nahebei und beratschlagten flüsternd, was dieser jüdische Angriff zu bedeuten hatte. *Waren die Juden von den Briten bewaffnet worden? Oder duldeten es die Briten nur stillschweigend, dass die Juden Waffen aus irgendwelchen geheimen Winkeln hervorholten? Und woher war diese zionistische Armee gekommen?* Andere stellten flüsternd Mutmaßungen über den Mufti und seinen großen Hauptmann Kadar an, der nach Damaskus gegangen war, um noch mehr Waffen und Geld für den Jihad in Palästina zu beschaffen. *Wann würde Kadar zurückkehren? Und wer würde Kastel verteidigen, wenn alle Männer nach Ramle eilten, um dort zu kämpfen?*

Die Pferde stampften und schnaubten und warteten genauso ungeduldig wie ihre Reiter darauf, endlich losstürmen zu können.

Mit grimmigen Gesichtern schoben sich die Mughtars durch die Menge, um in ihre Dörfer zu eilen. Doch Gerhardt gebot ihnen mit erhobenen Händen Einhalt und forderte ihre Aufmerksamkeit.

»Was sollen wir tun?«, rief einer der Soldaten vom Rande der Menge. »Wenn wir nach Ramle gehen, um dort zu kämpfen, kommen die Juden vielleicht hierher!«

»Und wer wird dann unsere Frauen schützen?«, rief ein ande-

rer. Gerhardt ließ seine Augen über die Soldaten und die Frauen schweifen, die ihre zerlumpten Kinder verängstigt an sich pressen. »Die Juden werden es nicht schaffen, hierher zu gelangen – nicht, wenn wir sie im Westen festhalten!« Er machte eine die Befestigungsanlagen des Dorfes umfassende Handbewegung. »Soldaten des Heiligen Krieges! Fürchtet diese jüdischen Hunde nicht! Ihr Frauen! Geht nach Hause, und holt so viele Lebensmittel, dass ihr bis morgen damit auskommt! Dann begeben euch mit euren Kindern in die Moschee! Dort seid ihr in Sicherheit, bis wir mit der Siegesnachricht zurückkehren.« Wie Schatten hasteten die Frauen sofort davon, um Gerhardts Befehlen Folge zu leisten.

Gerhardt starrte zur schwarzen Spitze des Minarets empor, wo sich zwischen Sandsäcken ein britisches Maschinengewehr befand. Seine Mündung war auf den östlichen Zugang des Dorfes gerichtet. Von diesem tödlichen Aussichtspunkt aus konnte ein einziger Mann eine ganze Armee in Schach halten.

»Das ist mein Maschinengewehr!«, sagte Hamed Safed, ein hochgewachsener Jihad-Moqhade mit stolzem und verwegenem Blick. »Ich habe gegen Türken und Juden und sogar gegen Engländer gekämpft. Viele von ihnen haben den Tod gefunden, aber ich bin mit dem Leben davongekommen. Mein Gewehr und ich werden die Juden schon zurückhalten.«

»Wir brauchen dein Gewehr vielleicht in Ramle«, wandte Gerhardt ein.

»Dies ist aber mein Dorf und mein Gewehr! Die Männer in Ramle sollen sich selbst ein Maschinengewehr besorgen!«

Zustimmendes Gemurmel erhob sich unter den Umstehenden. »Du wirst also mit deinem Gewehr den östlichen Zugang zum Dorf verteidigen?«, vergewisserte Gerhardt sich noch einmal, obwohl er die Antwort bereits kannte. El Maschai, der Muchtar von Kastel, trat hüstelnd vor und sagte in bedauerndem Ton: »Nimm an Männern mit, wen immer du möchtest, aber nimm Hamed nicht sein Gewehr weg!«

Gerhardt wiegte nachdenklich den Kopf. Ihm war sehr wohl

klar, dass er letztlich nur darum feilschte, möglichst viele Soldaten mit nach Ramle zu nehmen. Je erfolgreicher sich die Männer in dieser Schlacht erweisen würden, desto größer würde nachher seine Auszeichnung sein. »Die Juden werden heute Abend nicht nach Kastel kommen. Deshalb wäre es Verschwendung, das Gewehr hier zu lassen.«

»Diese Kugeln«, Hamed machte eine ärgerliche Handbewegung zum Turm hin, »habe ich selbst gekauft. Und ich habe zwölf Kinder. Die Männer von Deir Maschir und Ramle sollen ihre Dörfer selbst verteidigen! Dies ist Hamed Safeds Gewehr. Damit werde ich alle Juden töten, die versuchen, die Straße unterhalb von Kastel zu passieren, oder es wagen, in mein Dorf einzudringen. Dies sind keine Kugeln, um Ramle zu verteidigen.«

Gerhardt hob entschlossen den Kopf. Er verachtete dieses bauernhafte Sippendenken. Und auch diesen Mann, der jetzt so eigensinnig vor ihm stand. »Wenn das Maschinengewehr in Kastel bleiben soll, dann werde ich zum Ausgleich allerdings die besten Männer unserer Truppen mit nach Ramle nehmen müssen.«

In diesem Punkt war man sich jedoch einig, denn die Männer lechzten nach dem Kriegsschrei *Jihad!* und dem Geruch von Schießpulver. Kein anderer in diesem Dorf hatte so viele Kinder zu verteidigen wie Hamed. Sollte er doch bleiben und sich um sein Maschinengewehr kümmern, falls die Juden wider Erwarten doch nach Kastel kommen würden.

Ohne weitere Diskussionen abzuwarten, bahnte sich Hamed einen Weg durch die Menschenmenge und erklimmte die Stufen des Minarettts. Da Gerhardt es nicht geschafft hatte, ihm das Maschinengewehr abzutrotzen, konnte er nun aber den Gehorsam der übrigen Bewohner Kastels einfordern.

»Alle Männer zwischen achtzehn und fünfzig kommen mit mir nach Ramle! Die übrigen treten vor!« Fast zweihundert alte und junge Männer schoben sich zu Gerhardt durch. Die Jungen mit enttäuschem Blick. Die Alten dagegen hatten schon viele Kämpfe erlebt und waren nicht mehr so begierig darauf, dabeizusein –

schon gar nicht in Ramle. Ansonsten glaubten sie ohnehin nicht, dass die Juden bis Kastel vordringen würden. Abgesehen davon, wäre es selbst einer Armee von tausend Soldaten nicht möglich, diese mit nur zweihundert Verteidigern besetzten Höhen einzunehmen. Darüber hinaus konnte Hamed mit seinem Maschinengewehr den jüdischen Abschaum nötigenfalls mühelos vom östlichen Ortseingang wegfegen. Auch wäre der Steinbruch von Kastel für die Juden ohnehin eine Falle. Ein Warnschuss von einer der Wachen und im Nu war das Dorf mobilisiert. Die Alten konnten sich also ruhig schlafen legen und Ramle den jüngeren Männern überlassen, die eine Vorliebe für derlei Dinge hatten.

Gerhardt deutete auf drei Männer, die sich bei den Gemetzeln um die jüdischen Konvois als fähig erwiesen hatten. »Ihr bleibt hier! Euch übertrage ich das Kommando über die Verteidigung Kastels.« Mit einem ironischen Grinsen fügte er hinzu: »Ihr werdet morgen sicher gut ausgeruht sein.« Er schaute zum Maschinengewehr hinauf. »Und Hamed wird dann immer noch über seine gesamte Munition verfügen. Wir werden die Juden schon ausreichend beschäftigen. Sollte dennoch jemand einen Überfall auf Kastel wagen, dann hat das keine Aussicht auf Erfolg.« Er wandte sich an die dreihundert Männer, die ihm folgen sollten. »Und nun: Zum Ruhme Allahs und seines Propheten! *Jihad!*«

Drehundert Männer stießen tatendurstig ihre Gewehre in die Luft und echoten laut: »*Jihad!*« Bei ihrem anschließenden Auszug aus dem Dorf sangen sie zornige Lieder gegen die Zionisten, die die westliche Grenze bedrohten. Und während sie den schmalen Weg zu der Stelle hinuntergingen, wo die Reste überfallener jüdischer Konvois lagen und sie in Kampfstimmung versetzen würden, begleiteten sie die schrillen *Jihad!*-Schreie der Frauen, die noch lange in der Schlucht nachhallten.

Wie so oft in den letzten Wochen, ging Gerhardt den Männern entschlossen und furchtlos voraus. Er hatte ihnen den Sieg über die jüdischen Konvois versprochen und die Beutestücke türmten sich bereits in ihren elenden Hütten bis zur Decke. Ja,

er hatte nicht nur seine Versprechen gehalten, sondern er war auch immer der Erste, der bei einem Angriff mit einem Schrei von den Steinhalden am Straßenrand sprang. Auch hatte seine erfahrene Hand mit einem Druck auf den Griff des Zündgerätes schon manch jüdischen Konvoi in die Luft gesprengt. Hier war ein Mann, dem sie trauen konnten. Ein Mann, dem sie im Kampf gegen die Juden folgen würden. In ihren Bündeln trugen sie Proviant aus den jüdischen Lebensmittelkonvois und an den Füßen die Stiefel der gefallenen Feinde Haj Amins. Gerhardts Versprechen hatten sich immer erfüllt!

Während die Frauen und Kinder, beladen mit reichlich Proviant aus den Konvois, bereits in die Moschee gegangen waren, standen die jungen Männer immer noch ungeduldig in Gruppen beieinander, um über die kommenden Ereignisse zu spekulieren, insgeheim hofften sie, dass die Juden es doch wagen würden, die Festung anzugreifen.

Die alten Männer zogen sich unterdessen zurück, hüllten sich gegen die nächtliche Kälte warm ein und träumten von vergangenen Kämpfen. Unterdessen rumpelten unterhalb des Dorfes bereits die Lastwagen in Richtung Ramle, und der Ruf »*Jihad!*« hallte immer noch von den Bergen wider.